

TIMES MAGER

Drüber reden



Von Judith von Sternburg

Die Schwierigkeit, über das eigene Werk zu sprechen, gehört zu den glaubhaftesten Problemen, die viele, die die meisten Schriftstellerinnen und Schriftsteller beklagen. Es wird nicht dadurch lächerlich, dass viele, die meisten von ihnen das dann doch munter tun, wenn das Thema nun einmal darauf gekommen ist.

Paul Auster, der heute 70 Jahre alt wird, jetzt zum Geburtstag erschienen: „Ein Leben in Worten. Ein Gespräch mit Inge Birgitte Siegmundfeldt“, Rowohlt, 12,99 Euro). Siegmundfeldt, Literaturwissenschaftlerin in Kopenhagen, und Auster sprechen geruhsam über ein Auster-Buch nach dem anderen. Vorher wird aber die Luft gereinigt. Die Luft gereinigt? Zwei Dinge will Auster „ein für alle Mal“ klarstellen: „Meine Romane sind fiktiv, meine autobiographischen Texte sind nicht

Paul Auster spricht über seine Bücher

fiktiv.“ Zweitens: Er nehme keinerlei Einfluss auf die Bücher seiner Frau (Siri Hustvedt). Ersteres klingt eindeutiger, als es einem bisher vielleicht vorkam. Man muss es sich hinter die Ohren schreiben. Zweiteres versteht sich von selbst beim Hustvedt-Lesen. Bitter, dass Auster das sagen muss.

Dann sprechen Siegmundfeldt und Auster also wirklich geruhsam über ein Auster-Buch nach dem anderen – allerdings noch nicht über den Großroman „4 3 2 1“ (FR v. 31.1.), was der Sache wie jedem Gespräch sofort auch etwas eine Spur Überholtes gibt. Dafür blenden wir kurz einmal rein, als es um das Ende des Romans „Die Musik des Zufalls“ geht. „Ich bin mir nicht sicher, ob er stirbt“, sagt Auster über Jim Nashe. „Das ist nicht klar. Natürlich wird es einen Zusammenstoß geben, aber der muss ja nicht tödlich sein. Wir wissen es nicht. Das Fahrzeug, das ihm entgegenkommt, hat nur einen Scheinwerfer, es könnte also ein Motorrad sein. Oder ein Auto mit einem defekten Scheinwerfer.“ Wenn Auster jetzt nicht doch noch erwähnen würde, er habe den Roman hier mit Bedacht abgebrochen, dann könnte man gar nicht mehr glauben, dass er selbst mit der ganzen Angelegenheit überhaupt etwas zu tun hatte. Das ist die Art, wie er über seine Werke sprechen möchte. Mit Siegmundfeldt, so Auster, rede er nur, „weil Sie sich einverstanden erklärt haben, das Gespräch auf die Fragen Was, Wann und Wo zu beschränken“. Denn: „Die Leute fragen Warum, und ich habe keine Antwort. Sogar die Frage nach dem Wie kann sehr problematisch sein.“ Dann sagt er noch, denn Interviews kann er gar nicht leiden: „Sie sind zum Glück keine Journalistin.“

Aber wenigstens sind Schriftstellerinnen und Schriftsteller die klügsten unter den Pimpfellen. Ihre Geburtstage sollen Jubeltage sein.

Keine Rückkehr zum Ressentiment

Didier Eribon hat mit seiner autobiografischen Heldenreise eines homosexuellen Arbeiterkindes

Von Fabiola Rodríguez Garzón

Der französische Soziologe und Intellektuelle Didier Eribon begeistert mit seinem autobiografischen Essay „Rückkehr nach Reims“ die Leser und füllt auch in Deutschland Veranstaltungssäle. Es ist „das Buch der Stunde“, so Michaela Maria Müller in der FR, die damit an die zahlreichen, ausnahmslos positiven Besprechungen anschließt. Der autobiografische Essay erzählt die Heldenreise des homosexuellen Arbeiterkindes Didier Eribon, der das rassistische und homophobe Arbeitermilieu seiner Kindheit verließ, um ein freies schwules Leben und das eines urbanen Intellektuellen zu führen.

In der „Rückkehr nach Reims“ rekonstruiert er die Bedingungen, unter denen er vom Arbeiterkind

Sprech- und Verhaltensweisen entscheiden über Abwertung und Ausgrenzung

zum Intellektuellen aufstieg und stellt minutiös die subtilen Mechanismen und Verfahren des französischen Bildungssystems dar, die zu einer frühzeitigen Ausgrenzung und Selbstexklusion von Kindern aus dem Arbeitermilieu führen.

Zugleich wirft er der institutionalisierten Linken in Frankreich vor, die Arbeiterklasse nicht mehr anzusprechen, so dass diese einer positiven Selbstbestätigung durch die Kategorie Arbeiter-zu-sein beraubt wurde und sie heute durch die Kategorie Franzose-zu-sein vollzieht. Früher wählte das Arbeitermilieu traditionell die Kommunistische Partei, heute den Front National. Eribons Essay fasziniert daher nicht nur, weil es eine außerordentlich spannend erzählte Heldenreise ist, sondern weil er dem Leser die Lebenslage der französischen Arbeiterklasse und deren Motive, den Front National zu wählen, näher bringt.

Veranstaltungen mit Eribon fanden nach dem US-Wahlsieg Donald Trumps statt und nach der im September erfolgten Landtagswahl in Mecklenburg-Vorpommern, bei der die AfD 20,8 Prozent der Wählerstimmen erhielt. Seitdem eine reaktionäre Bewegung in Deutschland gewählt wird, die in ihrem Parteiprogramm mehr Kinder statt Massenemigration fordert, und in anderen europäischen Ländern und den USA für nicht minder reaktionäre und teilweise offen rassistische Ideen gestimmt wird, ist das Interesse groß, die Motive derjenigen zu verstehen, die sich diesen Ideen anschließen.

Dabei erleben längst verloren geglaubte Begriffe ein Revival: Klasse und Klassenkampf. Das Ergebnis des Brexit-Votums, der Wahlsieg der Republikaner in den USA und das Erstarken der AfD in Deutschland wurden vielfach als ein Ruf der vernachlässigten Arbeiterklasse wahrgenommen. „Kleine Leute“, die, wie es Oliver Nachtwey in seinem Buch „Die Abstiegs-gesellschaft“ (Edition Suhr-

kamp) beschreibt, ihrer Angst abzustiegen durch eine Zustimmung zu rechten Parteien Ausdruck verleihen. Ein solcher Trend wird für die anstehenden Präsidentschaftswahlen in diesem Jahr in Frankreich befürchtet: Erst Trump, dann Le Pen? Dies sind Fragen nicht nur in besorgten Leitartikeln.

Was aber ist unter dem Begriff Arbeiterklasse zu verstehen? Zeichnen sie sich durch die Merkmale zurückgelassen, abgehängt und besorgt aus? Wer zur Arbeiterklasse gezählt wird, das ist begrifflich verhandelbar und wird seit Jahrzehnten verhandelt. Einigkeit besteht darin, dass sich ein Mitglied der Arbeiterklasse nicht durch das Merkmal „Pfeife im Mundwinkel eines kohleverschmutzten Gesichtes“ bestimmen lässt.

Laut Michael Heinrichs „Einführung zur Kritik der politischen Ökonomie“ lassen sich gesellschaftliche Klassen stattdessen in einem strukturellen Sinn bestimmen, also nach ökonomischen Merkmalen (z.B. Einkommen und Selbstexklusion von Kindern aus dem Arbeitermilieu führen).

men, Ausbildungsdauer) oder vielmehr durch die Stellung im Produktionsprozess, somit die Frage, wer gezwungen ist, seine Arbeitskraft zu verkaufen. Eine gemeinsame Klassenlage lässt sich damit jedoch nicht abgrenzen, die Lebensrealitäten sind hierfür zu unterschiedlich und werden durch das Vorhandensein von sozialem und kulturellem Kapital beeinflusst.

Nach Eribon fehlt es jemandem aus dem Arbeitermilieu neben dem ökonomischem auch an sozialem und kulturellem Kapital. In einer Veranstaltung der Rosa-Luxemburg-Stiftung im vergangenen November mit dem Titel „Rückkehr der Rechten – Klasse, Scham und die Linken“ gestand Eribon der akademischen Jugend zu, prekär zu leben, „dennoch ist deren Prekarität eine andere als die der Arbeiterklasse“. Die akademische Jugend verfüge über soziale Netzwerke, sie habe Eltern, die in der Regel akademische Abschlüsse habe und sie bei ihren Entscheidungen auf dem Bildungsweg beraten können.

Diese Jugendlichen weisen eine bürgerliche Bildung auf und ihre Sprech- und Verhaltensweisen sowie ihr Geschmack, der Habitus im Sinne Pierre Bourdieus, rufe im bürgerlichen Kontext keine Ausgrenzung und Abwertung hervor. Eribon teilt damit die Ansicht des Philosophen Geoffroy de Lagasnerie, der den Nuit-Debout-Aktivistinnen, die als bürgerliche Weiße in urbanen Verhältnissen leben, die Berechtigung abspricht, für die Verarmten der französischen Provinz zu sprechen.

In der Kindheit von Eribon fiel die soziale Klassenlage des Arbeitermilieus mit einem Klassenbewusstsein und dem Umstand zusammen, die Kommunistische Partei zu wählen. Heute ist die objektive Lage dieselbe, das Klas-

eine Debatte angestoßen, die auch in Deutschland anhält



Im Namen Frankreichs gegen die Homo-Ehe: Paris, Februar 2014.

ERIC FEFERBERG/AFIP

senbewusstsein fehlt indes. Während sie sich beim akademischen Prekariat ein Klassenbewusstsein entwickelt. Auch die Wahlerfolge rechter Parteien sind in Zeitungsartikeln auf einen Klassenkampf der „kleinen Leute“ zurückgeführt worden, auch wenn deren Wähler mitnichten allerorts zu den Verlierern der Modernisierung zählen.

Beim Wahlsieg von Donald Trump waren es gemessen am Einkommen nicht die Ärmsten des Landes, die die Republikaner wählten. Es waren weiße Männer mit Collegeabschluss und mittleren bis sehr hohen Einkommen. Die AfD-Wähler hierzulande sind ebenfalls kein Sammelbecken der Abhängigen, entlarvte eine Studie, die „Die Zeit“ auswertete. Das Brexit-Votum wurde hauptsächlich durch die Bildung und das Alter der Wähler entschieden, je geringer die Bildung und je älter der Wähler war, desto eher stimmte dieser für einen Austritt aus der EU. Das Einkommen war weniger ausschlaggebend, der Rassismus spielte hingegen eine Rolle.

Eribons Arbeiterklasse, die den Front National wählt, ist vor allem eines, rassistisch und homophob und lebt in der deindustrialisierten Peripherie. Die vorgeblich „kleinen Leute“, um die in allen politischen Lagern nun gebuhlt wird, zeichnen sich demnach zuvorderst durch ihre Abstiegsängste, dem Wunsch „great again“ zu sein und vor allem durch ihren nationalistisch geprägten Fremdenhass aus. Was die USA angeht, sprach Toni Morrison in einem Essay für den „New Yorker“ von einer reaktionären Bewegung, in der Weiße den Verlust ihrer Privilegien beweinen.

Indem sich Linke in Deutschland nach den Wahlerfolgen der AfD und dem Erstarken der rechten Parteien in Europa und den USA auf die Suche nach der verloren geglaubten Arbeiterklasse begeben, begehen sie einen Fehler. Sie sind fokussiert auf die Ausgrenzung einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe, die deswegen als beweinsenswert gilt, weil „weiße Armut etwas Unnatürliches an sich hat“, wie es die britische Autorin und Kolumnistin Jacinta Nandi in einem Kommentar zum Brexit zynisch formulierte.

Das ist ein Gedanke, der auch aufschlussreich ist mit Blick auf den Hype um „Die Rückkehr nach Reims“. Darin gewährt Eribon der französischen Arbeiterklasse die Beachtung, die ihr von der französischen, institutionalisierten Linken verwehrt wurde. Und er plädiert dafür, dass soziale Klassen wieder in einen linken Diskurs aufgenommen werden, jedoch nur um eine gesellschaftliche Beziehung zwischen Herrschenden und Beherrschten benennen zu können, nicht um eine rassistische oder homophobe Klasse aufleben zu lassen.

Sobald also die Linke gegenwärtig eine neue Klassenpolitik anstrebt, sollte sie auf der Suche nach dem Gemeinsamen oder einer gemeinsamen Erzählung seitens der gegenwärtigen Gemeinschaft der „besorgten Bürger“ fungieren. Längst war die Arbeiterklasse weiblich und von Migrationserfahrung geprägt und bestand nicht nur aus weißen Arbeitern und solchen mit Abstiegsängsten. Auch gab es nie eine widerspruchsfreie Klassenidentität, worauf die umfangreiche und detaillierte Arbeit der an der Johns Hopkins University forschenden Beverly J. Silver verweist.

Gesellschaftliche Ungleichheit zeichnet sich durch mehr aus als durch das Merkmal, abgehängt zu sein. Michel Foucault hat schon vor vier Jahrzehnten darauf aufmerksam gemacht, wie allgegenwärtige Machtbezüge in unseren Gesellschaften Subjektpositionen produzieren und re-produzieren, die von Ungleichheit gekennzeichnet sind. Ein solcher Machtbezug kann zum Beispiel ein bürgerliches und damit gesellschaftlich legitimes Wissen im Schulbetrieb sein. Eribon gibt dafür ein Beispiel, wenn er beschreibt, wie im Musikunterricht die bürgerlichen Kinder beim Hören der Musik des Lehrers „schwärmerische Mienen“ aufsetzen, während Arbeiterkinder ohne Bezug zu dieser bürgerlichen Musik hermalberten und ihrer

Selbstexklusion aus der Schule Vor-schub leisteten und sich damit als Arbeiterkind bestätigen und reproduzieren. In unterschiedlichen Feldern, zu unterschiedlichen Zeitpunkten und in einer nicht zu bestimmenden Intensität wirkt eine omnipräsente Macht als Wissen, als ein Mechanismus und Verfahren, das die gesellschaftliche Ungleichheit (wieder-)herstellt.

Der Kampf gegen Ungleichheit, so Eribon, ruft auch ein Spannungsfeld an Widersprüchen hervor. Ein rassistischer und homophober Arbeiter kann durch meine Teilnahme am Arbeitskampf für Lohnerhöhungen profitieren. Feministische Kämpfe ermöglichen es, dass Frauen heute nicht nur wählen dürfen, sondern legitim dem Parteivorstand einnehmen, wie Frauke Petry in der AfD. Eine Spannung, die es auszuhalten gilt.

Dies bestimme das kritische Ethos, so Eribon. Es gebe keine Klasse, die sich widerspruchsfrei durch gemeinsame Merkmale oder gar gemeinsame Interessen und Ziele, zeit- und ortsunabhängig, definieren ließe. Die Herausforderung bestehe darin, von dieser Erkenntnis in ein Handeln überzugehen, sich den heterogenen Kämpfen anzuschließen, die Spannungen auszuhalten, und Eribons Schlachtruf – Progressive, aller Länder, vereinigt euch! – solidarisch umzusetzen.

Und plötzlich ein Schwarm Möwen

„Little Fictions“, das neue Album von Elbow

Von Sylvia Staupe

Ein erstes Lied lang versprechen die vier von Elbow noch den herrlichen Plüsch des letzten Albums, „The Take Off and Landing of Everything“. Da steigern sich die Streicher des Hallé Orchestra Manchester zu geradezu schamloser Süße. Und Guy Garveys Stimme hebt sich zum jubelnden Refrain: „It's all gonna be magnificent, she says / It's all gonna be magnificent“. Dann wird „Little Fictions“, das siebte Studioalbum der Band aus Manchester, nicht unbedingt dunkler, wohl aber schlanker.

Seit dem erfolgreichen Vorgänger – das erste Nummer-Eins-Album von Elbow in Großbritannien – sind nicht nur drei Jahre vergangen, sondern hat auch Schlagzeuger und Gründungsmitglied Richard Jupp die Band verlassen. Drummer Alex Reeves ersetzte ihn im Studio, ohne ihn zu ersetzen: Man arbeite nun auch mit Loops, verarbeitete Klatschen, Rassel- und Schellengeräusche und auf dem Titel-Track einen dezenten Steeldrum-Sound. Nicht wenige der Songs hüpfen leichtfüßig, aber auch ziemlich eigenwillig vorwärts. Und in „Montparnasse“ ist es das Piano, das einen widerpenstigen Rhythmus und eine apart umherirrende Melodie anschlägt.

Elbow hat sich nicht neu erfunden mit dem heute erscheinenden „Little Fictions“, noch immer ist es in der Tendenz eine schwelgerische Musik, fließen viele der Songs, dominiert Garveys Gesang. Der könnte auch langweiligere Lieder interessant machen. Substantielle Stimme und tadellose Phrasierung erinnern an Sting und Peter Gabriel – von Genesis zu Gabriels Zeit habe er am meisten gelernt, hat Garvey einmal gesagt. Scheinbar anstrengungslos erzählend ist der Gesang über weite Strecken und doch auch etwas eingetrübt, melancholisch. Vielleicht sei hier einmal das Wort charismatisch erlaubt.

„Magnificent (She Says)“ also ist der Breitwand-Start ins neue,

knapp 50-minütige Album. Es folgt ein rhythmisch lässig gedengtes „Gentle Storm“, ein sich Zeit nehmendes, ausbreitendes „Trust the Sun“, dessen sparsamem Klavier später ein nervöses Flimmern unterlegt ist. Apropos Zeit nehmen: Das freundlich-verspielte „Montparnasse“ ist mit 2:40 fast unglaublich kurz, der Titel-Track kommt, obwohl er keineswegs üppig instrumentiert ist, auf 8:26 Minuten.

Ein reizendes Schlendern

Gelassenheit und in manchen der Songs ein reizendes Schlendern zeichnen dieses Album aus. Und in den Texten Herz, Schmerz und der Zustand der Welt, der immerhin nicht zum Verzweifeln zu sein scheint. „Väterlich“ nannte ein britischer Rezensent die Haltung. Es gibt die Band mit Craig Potter an Keyboard und Klavier, Mark Potter an der Gitarre, Pete Turner am Bass seit 25 Jahren (Garvey und Mark Potter starteten davor, durchaus passend, als Mr Soft). Man überstürzt also die Veröffentlichungen nicht und scheint sich auch nichts mehr beweisen zu müssen.

Trotzdem erstaunlich, dass Elbow diesmal auf den großen, wogenden Stadion-Rocksong „à la „My Sad Captains“ verzichtet, auf intrikat statt wuchtig setzt. Die Band hat mit dem Weggang Richard Jupps akustisch ein bisschen abgespeckt, sie scheint auch offen für das eine oder andere Experiment: Für ein sprödes Keyboard, für ein Zirpen und Flüstern, ein kühles Plinge-di-Pling (in „K2“), sogar ein Jammern und Schreien (in „Little Fictions“), als kreise plötzlich ein Schwarm aufgeregter Möwen über den Textzeilen.

Es ist ein Album, das nicht protzt, dessen kleine Raffinesse entdeckt werden müssen. Trotzdem ist es, wie von dieser nord-englischen Gruppe (Mr Soft!) nicht anders zu erwarten, wohltemperiert und geradezu hübsch.

Elbow: Little Fictions. Polydor.



Die nur noch vier von Elbow.

UNIVERSAL MUSIC